

Hansmartin Schwarzmaier

Die Heimat der Staufer

Bilder und Dokumente aus einhundert Jahren staufischer Geschichte in Südwestdeutschland Sigmaringen (Jan Thorbecke Verlag) 1976.

Als eine der ersten Publikationen zum „Stauferjahr“ hat Hansmartin Schwarzmaier, Oberstaatsarchivrat im Generallandesarchiv Karlsruhe, ein ansprechendes Buch vorgelegt, das weniger eine Beschreibung der historischen Landschaft um den Hohenstaufen und des schwäbischen Stammlandes zum Inhalt hat (wie der Titel vermuten läßt), als vielmehr eine auf mittelalterlichen Dokumenten beruhende Schilderung des Aufstiegs des staufischen Geschlechtes vom Ende des 11. bis zum Ende des 12. Jh. im südwestdeutschen Raum.

Die zeitliche Abgrenzung bringt es mit sich, daß hier die frühen Generationen der Staufer, von 1079 (Belehnung Friedrichs I. mit dem Herzogtum Schwaben) bis um 1180 (letztes Regierungsjahrzehnt Friedrich Barbarossas) den Schwerpunkt der (auf Fortsetzung angelegten?) Darstellung bilden. Geografisch umfaßt das Buch, ausgehend von der Landschaft zwischen Rems und Fils, im wesentlichen das Herzogtum Schwaben unter Einschluß des Elsaß als Kernbereiche der staufischen Herrschaft im 12. Jahrhundert.

In kurz gefaßten Kapiteln beginnt der Autor mit der Entstehung des Herzogtums Schwaben und führt über die Anfänge der Staufer, über das salische Erbe, über die frühen Vertreter des Hauses und König Konrad III. bis zu Friedrich I. Barbarossa als dem Herrscher des Reiches. Dazwischen erscheinen als permanente Konkurrenten und Gegenspieler die Welfen, die nur einmal — zu Anfang des 13. Jh. mit Otto IV. — zur Kaiserwürde aufstiegen.

Den gewichtigen Hintergrund bezeichnen die staufischen Burgenstützpunkte, die staufischen Klöster und schließlich die staufischen Städtegründungen. Betrachtungen über Staufische Kunst — Kunst der Stauferzeit und über die Vielgestalt des 12. Jh. beschließen den Text. Eine Zeittafel, die Stammtafel der älteren Staufer, 63 Abbildungen, 7 Karten und ein Register runden die Darstellung ab.

Der Autor will, wie er im Vorwort ausführt, den Vorgang nachvollziehen, wie eine bis um die Mitte des 11. Jh. in Quellen kaum genannte Adelsfamilie ein Jahrhundert später an die Spitze des römischen Kaiserreiches tritt. Auch wenn sich das Dunkel der staufischen Frühgeschichte inzwischen deutlich lichtet (siehe Hansmartin Decker-Hauff, Das Haus der Staufer. Katalog der Stauferausstellung Bd. 3, Stuttgart 1977, S. 339 ff.), so bedeutet dieser Vorgang doch ein Phänomen ersten Ranges, das zum Versuch der Erklärung auffordert.

Mittel der Darstellung sind vor allem zeitgenössische Quellen, Urkunden, Biografien, die in verständlicher Übersetzung zitiert und anschaulich interpretiert werden. Im Wechsel dieser Quellen und des Textes wird eine Art der Präsentation erreicht, die den heute so geschätzten „Augenzeugenberichten“ nahekommt. Die fachliche Qualifikation des Autors bürgt dabei für zuverlässige, wissenschaftlich fundierte Unterrichtung, die auch den historisch gebildeten Leser anzusprechen vermag.

Die hier besonders interessierende Betrachtung des Burgenbaues konnte begreiflicherweise nur knapp ausfallen, und so bleiben zahlreiche Fragen und Wünsche offen. Das Kapitel „Am Schweif des Rosses eine Burg“ greift mit gutem Grund die Frage der frühen staufischen Burgen Gründungen unter Herzog Friedrich dem Einäugigen auf, dem der Chronist Otto von Freising bekanntlich eine besondere Aktivität auf diesem Gebiet bescheinigt. Hier liegt zweifellos eine der wichtigsten Wurzeln des sprichwörtlichen staufischen Burgenbaues.

Diese frühen Burgen Gründungen am Oberrhein, im Elsaß und in der Pfalz, wären im Zusammenhang mit dem Zug des Herzogs entlang einer der „Wirtschafts- und Lebensadern des Reiches“, der vermutungsweise in das Jahr 1116 datiert wird, systematisch zu untersuchen. Manche der Anlagen sind gewiß zu lokalisieren, von anderen fehlen sichere Zeugnisse. Eine Karte dokumentiert die historischen Stätten dieses Raumes (S. 32).

Hier sollte eine neue Betrachtung des Burgenbaues des frühen 12. Jh. ansetzen, die man sich als wissenschaftlichen Ertrag des „Stauferjahres“ nachdrücklich wünschen muß. Die archäologische Erforschung dieser Zeit steckt freilich erst in den Anfängen, insbesondere im Burgenbau. Auch die noch heute vorhandenen Burgreste zeigen, wie der Autor mit Recht betont, meist Bauzustände des späten 12. oder des 13. Jahrhunderts. Insofern ist der Grundriß des Steinsbergs, trotz des immer wieder vermuteten frühen Ursprungs dieser Burg, hier fehl am Platz, und auch einige der in Foto-Abbildungen gebotenen Burgen führen bereits weit ins 13. Jh. Von den Pfalzen Friedrich Barbarossas liegt bezeichnenderweise keine in dem hier betrachteten Raum.

Im Abbildungsteil, der im Ganzen zu loben ist, begegnen neben manchen eindrucksvollen Bildern auch viele „alte Bekannte“. Gern wäre man mit diesen Denkmälern einmal in neuer Sicht konfrontiert worden. Andererseits überwiegen so eindeutig die positiven Seiten des Buches, daß jeder, der sich erstmalig der Heimat und dem Aufstieg des großen Kaisergeschlechtes zuwenden will, hier eine lesenswerte und ausbaufähige Einführung erhält.

Dankwart Leistikow

Ugo Jarussi

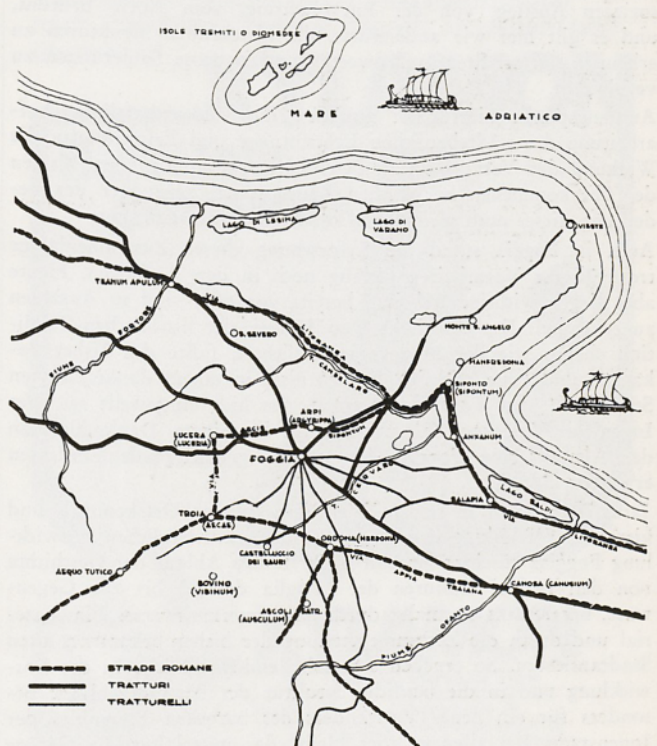
Foggia.

Genesi urbanistica, vicende storiche e carattere della città.

Collaborazione di Giuseppe de Troia e Mario Soro. Consulente per la storia della Dogana Pasquale de Cicco.

Editoriale Adda Bari, 1975. 166 Seiten mit zahlr. Abbildungen u. Plänen sowie 19 Farbtafeln.

Das deutsche Mittelalter kannte noch keine Hauptstädte im späteren Sinne, ja selbst bevorzugte Residenzorte zeichnen sich nur andeutungsweise unter Karl dem Großen in Aachen und unter den Saliern in Goslar ab. Barbarossa favorisierte das elsässische Hagenau, aber erst Friedrich II. blieb es vorbehalten, eine Stadt seines südlichen Erblandes zum königlichen Sitz zu erhöhen,



Foggia. Lage im System der Verkehrswege. Zeichnung von Ugo Jarussi

das apulische Foggia. Der Kaiser erklärte in der berühmten Inschrift am kaiserlichen Palast von 1223: ... „*Ut Urbs Sit Foggia Regalis Sedes Inclita Imperialis*“ und legte damit den Grund für eine freilich nur ein halbes Jahrhundert währende Residenzfunktion der bis dahin kaum bedeutenden Stadt inmitten der Capitanata.

Diese Tatsache ist aus der Geschichte seit langem bekannt, und doch ging das Wissen um jene Zusammenhänge weitgehend verloren, in Deutschland noch mehr als an Ort und Stelle, wo — wenigstens unterschwellig — die staufische Tradition immer lebendig blieb. Schuld an diesem merkwürdigen Vergessen trägt unter anderem die fast vollständige Zerstörung nahezu aller baulichen Zeugnisse dieser Residenz, vor allem des kaiserlichen Palastes und seiner Nebenbauten, aber auch der zahlreichen Lust- und Jagdschlösser, der landwirtschaftlichen Betriebe und selbst der Kastelle, die den kaiserlichen Sitz in weitem Umkreis umgaben.

Deutlich aber zeichnet sich noch in den historischen Dokumenten die Rolle der Residenz des großen Kaisers ab, einer Residenz im mittelalterlichen Sinne, die den Charakter der Stadt prägte und weit in das Umland hinauswirkte. Foggia wurde auf diese Weise zu einem der denkwürdigen Schnittpunkte deutscher und italienischer Geschichte, und die Partnerschaft zwischen Göppingen am Fuße des Hohenstaufen und Foggia bekräftigt heute diese geschichtliche Beziehung aufs neue.

Die Stadt Foggia ist freilich im Hinblick auf ihre mittelalterliche Baugestalt immer eine „terra incognita“ geblieben. Drei verheerende Erdbeben von 1456, 1534 und schließlich 1731 haben die bauliche Substanz der Stadt zerrüttet, ja größtenteils zerstört. Selbst die Kathedrale des 12. und 13. Jahrhunderts konnte nur in der eindrucksvollen Krypta, der bedeutenden Westfassade und in den Umfassungswänden der Seitenschiffe (mit dem wiederentdeckten Portale di S. Martino) mittelalterliche Bauteile bewahren. Das Denkmal mit dem Herz des Kaisers dagegen ist verschwunden. Der weite Innenraum der Kathedrale, der Glockenturm in bewegter Umrißform, sind Zeugnisse der Barockzeit.

Der kaiserliche Palast wurde — zusammen mit dem großen Torbogen — offenbar noch weiter genutzt und erst im 17. oder 18. Jahrhundert aufgegeben. Im Gebiet der Altstadt entstand auf dem mittelalterlichen Straßennetz das barocke Foggia, das mit dem unaufdringlichen Charme seiner Kirchenfassaden von fern an das „heitere Lecce“ erinnert und das in der Architektur seiner Palazzi manche Einflüsse der späteren Hauptstadt Neapel erkennen läßt. Wie so viele Altstädte sind diese Wohnquartiere heute vom sozialen Abstieg, von der Entvölkerung, vom Abriss bedroht, und es gilt hier wie anderwärts, die historischen Strukturen zu erkennen, zu erhalten, aufzuwerten und rigorose Sanierungen zu verhindern.

Ausgangspunkt hierfür ist zunächst die wissenschaftliche Aufarbeitung der städtebaulichen Erkenntnisse und Erfahrungen, die Weckung des Verantwortungsbewußtseins gegenüber den Werten der überkommenen historischen Bausubstanz, gegenüber der Bedeutung dieses noch weitgehend intakten Stadtorganismus.

Auch in Foggia stand die Erforschung dieser Zusammenhänge trotz älterer Vorarbeiten bislang noch in den Anfängen. Heute aber liegen wichtige Arbeiten bereits vor oder sind in Ansätzen zu erkennen: Der Architekt Ugo Jarussi, der historischen Tradition ebenso wie der Moderne verpflichtet, faßte das bisher Bekannte und neue wichtige Erkenntnisse in einem dankenswerten Städtebuch über Foggia zusammen, das hier vorgestellt sei. Der Ingenieur Vincenzo Salvato arbeitet an einem Denkmälerplan der Altstadt von Foggia, der weitere grundlegende Einsichten erwarten läßt.

Jarussi setzt sich in seinem Werk aus intimer Ortskenntnis und historischer Schulung eingehend mit der städtebaulichen Entwicklung Foggias auseinander und skizziert den Ablauf der Geschichte von den frühen Kulturen der „Puglia dauna“ bis zur Gegenwart, unterstützt erstmalig durch ein bemerkenswertes Planmaterial und durch die Zusammenstellung der bisher bekannten alten Stadtansichten. So ergeben sich erhellende Einblicke in die Entwicklung und in die bauliche Struktur des Altstadtgebietes, besonders für ein neues Verständnis des barocken Ensembles der Innenstadt. Bei alledem aber bleibt das mittelalterliche Gefüge stets als Grundlage deutlich.

Als Nachfolgerin des weiter nördlich gelegenen antiken Arpi verdankt Foggia seinen Aufstieg der außerordentlichen Lage am

Kreuzungspunkt bzw. in der Nähe uralter Verkehrswege im Zentrum des nördlichen Apulien. Die Anlage großer unterirdischer Getreidespeicher („fosse del grano“) und die Institution der „transumanza“, des jahreszeitlich bedingten Viehtriebs gewaltiger Herden von Schafen und Ziegen, von den Bergen der Abruzzen und des Apennin in die Ebene des sog. Tavoliere di Puglia, kennzeichnen schon früh die Bedeutung Foggias im überregionalen System der Landwirtschaft. Die Auffindung des wunderbaren Madonnenbildes („Madonna dei Sette Veli“), der Bau der Kathedrale in normannischer Zeit, die Erhöhung der Stadt zum kaiserlichen Sitz unter Friedrich II., erscheinen als die Höhepunkte der Stadtgeschichte. Schon Karl I. von Anjou, der 1285 in Foggia starb, bestimmte Neapel zur Hauptstadt des Königreichs. Foggia wurde zur Provinzstadt, die zwar durch die Einrichtung der „Dogana delle Pecore“ 1447 noch eine Aufwertung erfuhr, in spanischer Zeit aber zu weitgehender Bedeutungslosigkeit herabsank.

Nach ersten Ansätzen zu städtebaulicher Gestaltung im 19. Jahrhundert im Sinne des Neoklassizismus brachte das 20. Jahrhundert der alten Hauptstadt der Capitanata als landwirtschaftliches und dann auch industrielles Zentrum der Provinz neue Aufgaben und ein plötzliches, außerordentliches Wachstum. Eine rege Bautätigkeit mit allen ihren Folgen war das Ergebnis. Mit diesen und den damit verbundenen soziologischen Problemen gilt es heute fertigzuwerden. Die Besinnung auf die historische Struktur des Stadtorganismus, auf den Wert des Erhaltenen, und die Notwendigkeit der organischen Verknüpfung des Alten mit den Erfordernissen unserer Zeit, stehen nun am Anfang neuer und hoffentlich positiver Aktivitäten.

In eigenen Kapiteln behandelt der Autor die Stadtentwicklung bis in die neueste Zeit, ausgehend von den landwirtschaftlichen Grundlagen des Umlandes, und setzt sich mit dem Erhaltenen und dem Verschwundenen im Bild der Stadt auseinander. Die Bedeutung der neapolitanischen Kunst für Foggia, die großen Treppenanlagen des Barock und die architektonischen Aspekte der Stadterweiterungen folgen in weiteren Kapiteln, ergänzt durch städtebauliche Betrachtungen aus dem persönlichen Studiengebiet des Autors. Eine besondere Schilderung gilt dem Palazzo della Dogana (18. Jh.), einem der würdigsten älteren Gebäude der Stadt, das glücklicherweise erhalten blieb und vom Autor restauriert wurde. Zum Nachdenken regt schließlich die Gegenüberstellung des maßstablosen „Palazzo del Podestà“ aus der faschistischen Ära mit dem Turmbau zu Babel an, eines Baukörpers, der in verantwortungsloser Weise den Charakter des überlieferten Stadtgefüges sprengt.

Eines der zentralen Probleme bleibt nach wie vor die Lage und Gestalt des kaiserlichen Palastes, die bislang ungeklärt war und auch von Jarussi nur kurz angesprochen wird. Zu diesem Thema hat der Rezensent eigene Untersuchungen vorgelegt bzw. in Arbeit (Burgen und Schlösser 77/1). Jarussi stellt nun erstmals die wenigen überlieferten Stadtansichten komplett vor, die von Capocelatro und der Fratelli Michele (17. Jh.) sowie die schon Haseloff bekannte Ansicht von Pacichelli (1703). Vor allem aber publiziert er die erst 1972 bekanntgewordene Darstellung des Stadtgebietes aus der Biblioteca Angelica (Rom) aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, die hiermit der Wissenschaft zugänglich wurde. Ihr Studium vermittelt bedeutende neue Erkenntnisse, deren Auswertung für den Palastbezirk Wichtiges aussagt. Auch für die ehemalige Stadtbefestigung und die gesamte Struktur der Altstadt ist dieser Plan von höchstem Interesse.

Eine Reihe von Farbtafeln beschließt das Werk, teils Farbfotos, teils malerische Arbeiten des Verfassers und Mario Soros, die Motive ihrer Heimat im Licht der südlichen Sonne darstellen. Die Fotos sind von einem fast unwirklichen Zauber der Farbe und eindringlicher Schärfe im Erfassen der zuweilen beklemmenden Wirklichkeit, die Bilder von ansprechendem Realismus.

Die Bibliografie weist wichtiges Material aus, von den wenigen erhaltenen Quellen (denn der Brand des Archivs von 1898 hat fast alles vernichtet) bis hin zur neuesten Literatur, darunter auch drei weitere Arbeiten des Autors. Jarussi ist somit ein Porträt dieser weithin unbekannteren, bedeutenden Stadt gelungen, in dem Licht und Schatten einen einprägsamen Kontrast bilden und alle entscheidenden Konturen sichtbar werden lassen. Hierfür verdient er Zustimmung und besonderen Dank.

Dankwart Leistikow